

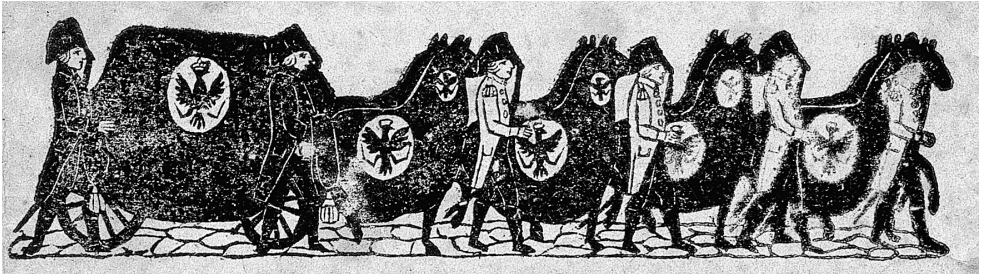
Unverkäufliche Leseprobe



Daniel Schönflug
Luise von Preußen
Königin der Herzen
Eine Biographie

286 Seiten, Leinen
ISBN: 978-3-406-59813-5

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck



Der Trauerzug der Königin Luise von Hohenzieritz nach Berlin.

I.
Originaldokument
Zu schön, um wahr zu sein?
© Verlag C.H. Beck

Der Sommer des Jahres 1810 hatte seinen Höhepunkt erreicht. Trockene Hitze brütete über reifen Feldern. Die Kolonne aus Reitern und Kutschen, die sich unter der Julisonne langsam auf der Allee vom mecklenburgischen Hohenzieritz in Richtung Berlin fortbewegte, war von einer Staubwolke eingehüllt. Feiner Sand legte sich auf die Uniformen, klebte auf den Flanken der verschwitzten Pferde und machte das Atmen schwer.

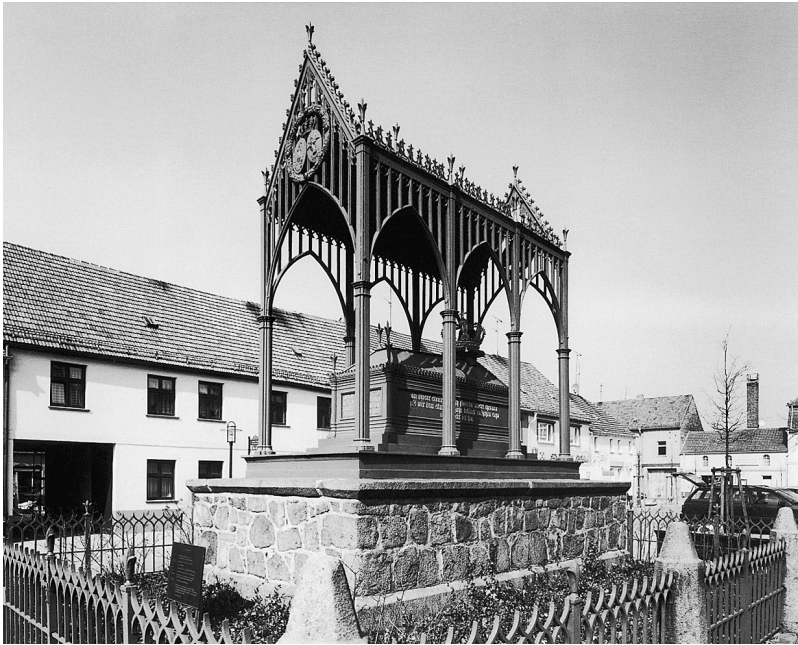
An der Spitze des Zuges ritten der Königliche Oberstallmeister von Jagow und der Schlosshauptmann von Buch, gefolgt von einer Abteilung Kavallerie sowie dem Hofstaat und den Ministern des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz. Die Hauptperson des Zuges reiste in einer gepolsterten und gefederten Kutsche. Von den Anstrengungen der Reise spürte sie nichts mehr. Königin Luise von Preußen war wenige Tage zuvor im mecklenburgischen Hohenzieritz verstorben. Vor der von zwei Stallmeistern flankierten und von acht schwarz geschmückten Pferden gezogenen Trauerkutsche mit dem Sarg ritt Luises Halbbruder Karl. Direkt dahinter fuhr Luises Oberhofmeisterin, Gräfin Sophie von Voß, welche die Königin ihr gesamtes Erwachsenenleben begleitet hatte. Der Zug wurde von Luises Kammerfrauen und einer weiteren Kavallerieeinheit beschlossen.

Glocken läuteten in den Städten und Dörfern entlang der Route. Vor ihren Häusern und Hütten erwarteten Bauern den Zug. Männer, Frauen und Kinder in einfacher Trauerkleidung begleiteten, geführt von ihren Pfarrern oder Dorfschulzen, die schwarze Ko-

lonne bis zur Gemeindegrenze des nächsten Ortes. Zu Mittag wurde bei Dannenwalde die brandenburgische Grenze erreicht. Dort erwartete eine 120 Mann starke Abteilung der königlich-preußischen Leibgarde die verblichene Königin und löste das mecklenburgische Geleit ab. In Gransee, wo die Nacht verbracht wurde, war auf dem Marktplatz ein Pavillon für den Sarg errichtet worden. Die Bürgerschaft hatte, mit den bescheidenen Mitteln einer Kleinstadt, in aller Eile eine Einholungszeremonie auf die Beine gestellt: Die Honoratioren – Magistrat und Geistlichkeit – gingen der Leiche bis zur Stadtgrenze entgegen. Dort sang ein Chor für die verstorbene Königin. Die Straßen waren zum Schmuck mit weißem Sand, Blütenblättern und frischem Laub bestreut. Junge Männer bildeten, mit Stäben bewaffnet, eine Ehrenwache am Trauerpavillon; ältere Bürger standen Spalier für die einrollenden Wagen. Sogar eine provisorische Feuerwehr wurde gebildet, weil angesichts der Hitze mit Bränden zu rechnen war. Bis heute erinnert ein von Karl Friedrich Schinkel entworfenes und im Oktober 1811 eingeweihtes Denkmal auf dem Granseer Marktplatz an diesen großen Tag in der Geschichte des Örtchens.

In Oranienburg, nördlich vor den Toren Berlins gelegen, nächtigten die Reisenden ein zweites Mal. Vor der erneuten Abreise wurden der Staub von den Kutschen geputzt, frische Uniformen angelegt und die Pferde gestriegelt. Im Flecken Reinickendorf hoben vierundzwanzig Kammerdiener in einer eigens dafür errichteten Laube den Sarg von der Reisekutsche auf einen Parade-Leichenwagen um.

Die Festlichkeiten des Trauermarsches gipfelten schließlich im monumentalen Einzug in Berlin. Der Zug bewegte sich in gemessenem Schritt durch das Brandenburger Tor. Auf dessen Dach, wo zuvor die von Napoleon nach Paris entführte Quadriga stand, wehte jetzt eine schwarze Fahne. Ein beim Tor platzierter Chor stimmte das Lied «Wie fleucht dahin der Menschen Zeit» an. Langsam bewegte sich der Zug bei Glockenklang und gedämpfter Marschmusik die Allee Unter den Linden hinab. Dicht gedrängt standen die Men-



Denkmal von Karl Friedrich Schinkel zum Andenken an den Tod der Königin Luise, errichtet 1811 im brandenburgischen Gransow.

schen am Straßenrand, und die Fenster der Häuser entlang der Einzugsroute waren dicht besetzt. Die Bewohner dieser sonst so lauten Stadt waren sprachlos: «Der Zulauf der Menschen war unglaublich», schrieb Wilhelm von Humboldt an seine Frau Caroline, «aber eine Stille, die man sich kaum vorstellen kann, man hörte nicht einmal das sonst bei großen Haufen fast unvermeidliche dumpfe Gemurmel.»¹

Bei der Einfahrt ins Berliner Schloss erklang das Lied «Jesus, meine Zuversicht». 24 Kammerherren hoben den Sarg von der Kutsche und trugen ihn durch die Pforte. Der königliche Witwer, Friedrich Wilhelm III., und die sieben Prinzen und Prinzessinnen kamen ihnen auf der Schlosstreppe entgegen. Die Familie geleitete die verblichene Mutter ins Thronzimmer.² Dort wurde der Sarg abgestellt, direkt «unter dem Bild eines ernsten, bärtigen, geflügelten

Alten, der mit der linken Hand eine goldene Sense» schwang.³ Für die Nacht wurde eine Ehrenwache aus Kammerfrauen und -herren sowie zwei Majoren und zwölf Unteroffizieren gebildet.

Am nächsten Morgen begann die dreitägige Ausstellung des Sarges, die Tausende von Berlinern besuchten. Kavallerie, Polizei und Bürgergarde hatten Mühe, die anströmenden Untertanen im Zaum zu halten. Es kam zu wütenden Beschwerden und Rangeleien. Mit dem Gottesdienst am 30. Juli 1810 im Berliner Dom und der Beisetzung in der Hohenzollerngruft waren die Feierlichkeiten noch längst nicht abgeschlossen. Festakte im ganzen Königreich Preußen, in Schlössern, in Kirchen und Synagogen, Zunftstuben, Gutshäusern, Universitäten, Vereinen und Verwaltungen folgten.

Königin Luise beendete ihr Leben, wie sie es gelebt hatte: mit einem fulminanten öffentlichen Auftritt. Noch nach ihrem Tod war sie Hauptdarstellerin in einem mehrtägigen, minutiös geplanten und mit Hilfe des Hofes und tausender Statisten in Szene gesetzten Festakt, der die Macht und die Pracht des Königshauses, den Rang des engsten Kreises seiner Würdenträger, aber auch seine Beziehungen zu den Untertanen zum Ausdruck brachte. Schon zu Lebzeiten, als Kronprinzessin und Königin, hatte sie eine Hauptrolle in jenem gleichzeitig jahrhundertalten und täglich neu inszenierten Stück namens Monarchie gespielt. Vom Morgen bis tief in die Nacht, vom Frühjahr bis in den Winter vollzog sich dieses Theater der Macht, das seine Darsteller oft bis zur Erschöpfung beanspruchte. Luisens Jahre verstrichen im Rhythmus jenes gewaltigen Uhrwerks, dessen tieferer Sinn es war, den Status der ersten Familie des Reiches unentwegt sichtbar und erfahrbar zu machen.

Das Geheimnis von Luisens Erfolg war die Energie, Hingabe und Brillanz, mit der sie ihre Rolle spielte. Denn wie alle großen Darsteller begnügte sie sich nicht damit, ihren Text getreulich wiederzugeben und die Gesten zu vollziehen, welche die über Jahrhunderte gewachsenen Regieanweisungen ihr nahe legten. Vielmehr interpretierte sie die Königinnenrolle, erfand sogar neue Szenen, Dialoge und Bilder. Wie einer begabten Künstlerin gelang es ihr, den Nerv

ihrer Zeit, den Geschmack des Publikums zu treffen. Die Trauer der Preußen um ihre «Königin der Herzen»,⁴ wie sie der Dichter August Wilhelm Schlegel genannt hatte, war wie der Applaus eines tief bewegten Publikums nach dem letzten Vorhang.

Luises Tod löste vor allem in Berlin und den preußischen Provinzen, aber auch andernorts in Deutschland ein vielstimmiges Echo aus. Bei ihrem Ableben ließen die Untertanen nochmals die Stationen von Königin Luisens Leben Revue passieren. In zahlreichen Festakten, Ansprachen, Predigten und Drucksachen – und gewiss auch in Gesprächen zwischen Einzelnen – rief man die zur Erinnerung geronnenen Momente ihres Lebens zurück. Jene Bilder beschäftigten erneut das kollektive Bewusstsein, die schon zu Lebzeiten untrennbar mit Luisens Namen verbunden waren und sich gleichsam zu einem Bilderbogen zusammenfügten. Sie erzählten, gebündelt im Brennspiegel einer Person, eine Geschichte über Preußen. In dieser Geschichte war das Land kein absolutistischer Militärstaat, geschaffen durch Drill und Gehorsam, Exerzieren und Paraden, sondern eine lebendige Gemeinschaft von Individuen, die durch ein inniges Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden waren. Während Friedrich II., die wirkungsmächtigste Personifikation Preußens, für Sieg und Größe, aber auch für kalte Vernunft und Härte stand, verkörperte Luise Wärme und Gefühl. Nicht nur ein Mars, sondern auch eine Venus mit dem Antlitz einer anmutigen jungen Frau konnte Preußens Schutzgottheit sein.

Im Reigen der Luisenbilder standen zuerst die Reminiszenzen an eine goldige und freche kindliche Prinzessin, die in der deutschen Provinz fern der großen Höfe aufwuchs. Es folgten die Erinnerungen an das Jahr 1793, als Luise – halb Backfisch, halb erblühende junge Frau – in Berlin ihren Einzug hielt. Danach blieb die junge Kronprinzessin im Gedächtnis haften, die mit ihren blauen Augen und den wehenden blonden Locken ausgelassen durch die Berliner Ballnächte tanzte. Mit ihrer Frische schien sie den Anfang einer neuen Zeit vorwegzunehmen. In einer Ära fundamentaler Umbrüche, jenem Zeitalter der Revolutionen, dem sich Preußen so

lange Zeit zu entziehen suchte, doch in dessen Strudel das Land schließlich doch geriet, schien Luise für frischen Wind, für einen Kompromiss zwischen Altem und Neuen, für eine behutsame Veränderung der Monarchie zu stehen. Dementsprechend war der Winter des Jahres 1797 – als ihr Mann Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg und Luise, schon mehrfache Mutter, die Verantwortung mit ihm teilte – mit großen Erwartungen beladen.

Unvergesslich bitter blieb das Jahr 1806, als die Königsfamilie nach der Niederlage von Jena und Auerstedt vor dem übermächtigen Empereur Napoleon in den Osten ihres Reiches flüchtete. Für die Ewigkeit schien auch der Moment geschaffen, als sie diesem Gegner Aug' in Auge entgegentrat, um die Verstümmelung ihres Landes zu verhindern. Schließlich blieb das von Tausenden geteilte Erlebnis eines Todes im Gedächtnis haften, der Luise mit 34 Jahren mitten aus dem Leben riss. Nicht zuletzt das frühe Sterben der Königin im Jahr 1810 machte es möglich, dass sie auf immer eine Figur der «Erhebung» – also der Zeit der preußischen Reformen und des Widerstandes gegen Napoleon – bleiben konnte. Dies unterschied sie von ihrem Gatten Friedrich Wilhelm III., der weiterlebte und nach 1815 zum König der Restaurationszeit wurde.

Neben der Erinnerung an ihre Mädchenhaftigkeit – an Anmut, Schönheit, Charme und Natürlichkeit – und neben der Verheißung auf eine Erneuerung Preußens war es vor allem der Mutterkult, welcher das Bild und das Nachleben der Königin prägte. Liebende Mutter war die Königin zunächst ihren eigenen Kindern; darin sollte sie Vorbild für alle Frauen des Reiches sein. In der nach ihr benannten «Luisen-Stiftung» sollten in ihrem Sinne Erzieherinnen ausgebildet werden, und jedes Jahr an ihrem Todestag erhielten ausgewählte «Luisenbräute» eine Aussteuer aus der königlichen Schatulle. Darüber hinaus war sie im übertragenen Sinn auch Mutter des ganzen Volkes. Luises mütterliche Liebe stand für die emotionale Bindung zwischen dem Herrscherhaus und den Untertanen. Die mütterliche Königin gab der Vision einer als Familie harmonisch geordneten Gesellschaft ein Gesicht. Diese Vision war gerade in den

schweren Zeiten nach der Niederlage von 1806 von großer politischer Bedeutung. Oberkonsistorialrat Friedrich Sack, Berliner Hof- und Domprediger, entwickelte in einer kleinen Broschüre die politischen Konsequenzen für die 1810 verwaiste Nation: «So müssen nun auch alle rechtschaffene Patrioten ihrem Landesherren noch so viel inniger ergeben seyn (...) und alles aufbieten, was ihm ein unverdächtiger Beweis ihrer Treue und ihrer Liebe sein kann.»⁵

Luisen Tod wurde darüber hinaus als Folge des Leides gesehen, das Napoleon über sie, ihre Familie und das ganze Land gebracht hatte. Die Königin wurde zu seinem Opfer, ja sogar zur Märtyrerin der preußischen Sache, stilisiert. Im Verlauf des Krieges wurde ihr Tod immer mehr als Aufruf zur Gegenwehr gegen die fremden Besatzer gedeutet. «Jetzt endlich ist Luise gerächt», soll der preußische Generalfeldmarschall Leberecht von Blücher vor den Toren des 1814 in den Befreiungskriegen besiegten Paris ausgerufen haben.⁶ Luise war in der nationalen Imagination zu einer geistigen Führerin des preußischen Kampfes, später gar zu einer Göttin des Sieges geworden. Ihre Ablehnung Napoleons erschien jetzt als Abneigung gegen den nationalen Feind, ja gegen alles Französische.

Diese Bilder, diese Geschichten Preußens über sich selbst, hatten erstaunlich lange Bestand. Von Generation zu Generation weitergegeben und durch viele Varianten bereichert, überlebten sie bis in das 20. Jahrhundert. In der Revolution von 1848 waren sie bedeutsam, um ein Land im Aufruhr vor dem Auseinanderbrechen zu bewahren. Im Krieg von 1870 wurde Luise zu einer Galionsfigur des erneuten preußischen Kampfes gegen Frankreich. Im frühen Kaiserreich sollte sie helfen, die Herrschaft der Hohenzollern allen Deutschen schmackhaft zu machen. Noch die Nationalsozialisten, welche die Hohenzollern lange Zeit hofierten, nach vollzogener Machtübernahme jedoch bald auf Distanz gingen, bedienten sich der Königin Luise. Es erscheint wie ein berechneter NS-Propaganda-coup, dass eine der letzten Rollen, welche die Schauspielerin Emmy Sonnenmann auf der Bühne verkörperte, bevor sie die zweite Gat-

tin des Reichsluftfahrtministers Hermann Göring wurde, die der Königin Luise in Hans Schwarz' Theaterstück «Der Prinz von Preußen» war.

Doch nicht nur verschiedene Regime, auch Biographen und Historiker haben sich eifrig an der Erfindung, Fortschreibung und stetigen Erneuerung der Figur beteiligt. Sie haben ihr wechselnde politische und gesellschaftliche Bedeutungen zugeschrieben. In diesem Zusammenhang ist etwa Luises erste Biographin, ihre Freundin Caroline von Berg, zu nennen, die ihre Lebensbeschreibung aus dem Jahr 1814 «der preußischen Nation» sowie den Witwen und Waisen der Kriegsgefallenen widmete. Friedrich Adami schloss sich im Jahr 1851 an. Sein Werk, das mehr als zwanzig Auflagen erreichte, erhielt im Kaiserreich den Untertitel «ihre Lebensgeschichte, dem deutschen Volke erzählt» und prägte das Luisenbild nachhaltig.⁷ Zum 100. Geburtstag der Königin, der im Jahr 1876 begangen wurde, beschwor der Historiker Heinrich von Treitschke Luise als «Lichtgestalt», die den preußischen Soldaten der Befreiungskriege engelsgleich voranschwebte.⁸ Noch Paul Baillet sprach am Anfang des 20. Jahrhunderts von einem durch Luises Tod hervorgebrachten politischen «Bund, der alle Wechselfälle der nächsten Jahre überdauerte und die Grundlage für das neue Preußen schuf.»⁹

Auch wenn der Bekanntheitsgrad und die Wirksamkeit der Königin nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges deutlich abgenommen haben und die Erinnerung verblasst, ist die Faszination für Königin Luise nicht vollständig verlorengegangen. An aktuellen Biographien der Königin Luise von Preußen herrscht kein Mangel. Einige von ihnen, wie etwa das erfolgreiche Buch des Journalisten Heinz Ohff, können zu den Klassikern des Genres gezählt werden. Darüber hinaus hat in jüngerer Zeit der Luisenmythos, mehr als Luises Leben und Zeit, die Historiker fasziniert. So haben unlängst Studien des Schriftstellers Günter de Bruyn, der Historikerin Karen Hagemann oder des Kunsthistorikers Philipp Demandt die sich wandelnden Inanspruchnahmen der Figur erforscht.

Dennoch scheint eine frische Annäherung an diese zentrale Figur der preußischen, deutschen und europäischen Geschichte möglich und nötig. Die Zeit ist für ein solches Unterfangen günstig, denn in den Anfängen des 21. Jahrhunderts wird die Position Preußens und seiner Hauptfiguren im kollektiven Gedächtnis neu justiert. «Preußen ist wieder sexy», titelte unlängst das Magazin der Süddeutschen Zeitung.¹⁰ Doch die Beobachtungen der aus München in die Berliner und Potsdamer Gesellschaft entsandten Journalisten trafen nicht den Kern der Sache. Von Ausnahmen abgesehen, die bekanntlich die Regel bestätigen, sind weder die Berliner noch die Brandenburger von einer latent reaktionären Leidenschaft für das Borussische befallen. Die Entscheidung, in Berlins Mitte das Hohenzollernschloss auf den Ruinen des Palastes der Republik zu errichten, hat bekanntlich der Bundestag, nicht die Bewohner der Hauptstadt getroffen. Die durchaus vorhandene Zustimmung zu dieser Entscheidung rührt zumeist aus enttäuschenden Erfahrungen mit moderner Architektur, gewiss auch aus dem Wunsch nach Verdrängung der DDR-Erinnerung, doch kaum aus politischer Rückwärtsgerichtetheit. Auch fordert niemand den alten Kaiser Wilhelm zurück. Niemand gibt sich ernsthaft der Illusion einer guten alten Zeit hin. Wenn die Renaissance des Preußischen überhaupt verortbar ist, dann steht seine wachsende Sichtbarkeit bestenfalls für einen sehr diffusen, eher kulturellen als politischen Konservativismus.

Auch der Erfolg von Christopher Clarks Bestseller *Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600–1947* taugt nicht als Beleg für die Existenz einer neuen, politisch bedenklichen Borussophilie. Zwar hat der aus Australien stammende, in England lehrende Historiker mit der lange Zeit verbreiteten Deutung aufgeräumt, in Preußen lägen die Wurzeln der gefährlichsten Tendenzen in der deutschen Geschichte. Er teilt vor allem nicht die einst verbreitete Auffassung, dass preußischer Militarismus und Untertanengeist in gerader Linie zum Nationalsozialismus führten. Doch gleichzeitig ist seine Studie keineswegs vom Enthusiasmus für das Land der Hohenzollern

getragen, sondern vielmehr von solider Kenntnis, von distanzierter, abwägender historischer Analyse. Dass gerade dieses Buch zum Bestseller geworden ist, zeigt, dass die Wiederentdeckung der preußischen Vergangenheit weder mit deren Glorifizierung noch gar mit politischen Projekten für die Gegenwart oder Zukunft einhergehen muss.

Wenn es nicht vorrangig politische Motive sind, welche die Wandlung des Preußenbildes bewirken, was ist es dann? Ohne Frage ist die preußische Vergangenheit als Standortfaktor für eine wirtschaftlich labile Region von Bedeutung; die Touristikunternehmen haben die Zugkraft von Fremdenführern im Kostüm Friedrichs des Großen längst erkannt. Doch es gibt auch tiefere Gründe für eine wachsende Präsenz Preußens im öffentlichen Bewusstsein.

[...]